LEITARTIKEL: *„Drogenkonsumräume sind eine Hilfe zum Überleben“*

Von Josef Mederer, Präsident des bayerischen Bezirketags.

Im Volksmund heißen sie Fixerstuben und Druckräume: Rückzugsorte zum überwachten Drogenkonsum sind für nicht wenige Menschen negativ besetzt. Hier halte ich ein Umdenken für angezeigt – in der Politik ebenso wie in der Gesellschaft. Mehr Sachlichkeit würde der Debatte um dieses wichtige Anliegen guttun. Bei den Drogenkonsumräumen geht es schließlich nicht darum, irgendwelche rechtsfreien Räume für heroinabhängige Personen zu schaffen. Vielmehr sind diese Einrichtungen eine Überlebenshilfe für eine kleine Gruppe von schwer suchtkranken Menschen. Die Langzeitabhängigen erhalten damit einen beschützten Ort, wo sie Rat, Hilfe und Betreuung von geschulten Fachkräften erhalten können und wo im Notfall ein Arzt zur Stelle ist.

Die Bayerischen Bezirke setzen sich für die Schaffung dieses ergänzenden Hilfeangebots in München und Nürnberg ein – den beiden bayerischen Brennpunkten mit einer sehr hohen und stetig weiter wachsenden Zahl von Drogentoten. Leider hat der Gesundheitsausschuss des bayerischen Landtags unsere Forderung vor Kurzem abgelehnt. Deshalb ersuche ich alle Beteiligten, diese Position zu überdenken. Wir brauchen endlich eine fachlich fundierte Debatte darüber, wie wir schwer Heroinabhängigen Überlebenshilfe geben können.

Dem Leid dieser Menschen dürfen wir nicht weiter tatenlos zusehen. Der Bayerische Bezirketag hat deshalb im vergangenen Jahr in seinen Gremien eine intensive fachpolitische Debatte geführt. Dabei haben wir das Thema aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln und mit Unterstützung von Experten der Suchthilfe beleuchtet. Es hat sich gezeigt, dass Konsumräume nicht nur die Chancen zum Überleben verbessern. Sie öffnen zudem für die Suchtkranken die Tür zu bestehenden niedrigschwelligen Beratungsangeboten – also zu Hilfen, die sie in der Szene nicht erreichen würden. Vorrangiges Ziel ist es, das Risiko des intravenösen Drogenkonsums in der Straßenszene zu minimieren, auf niedrigschwelliger Ebene gesundheitliche Folgen zu begrenzen und Überlebenshilfe auf fachlich fundierter Ebene zu leisten. Mit Hilfe der Konsumräume kann es auch in Bayern gelingen, die Zahl der Drogentoten nachhaltig zu begrenzen.

Ein Blick über die bayerischen Grenzen bestätigt mich in diesem Wunsch: In deutschen Großstädten, in denen es die Konsumräume seit Längerem gibt, ist die Zahl der Drogentoten stetig gesunken. Der Bund hat die Bundesländer deshalb im Betäubungsmittelgesetz ermächtigt, über eine Verordnung, die Errichtung von Drogenkonsumräumen zu ermöglichen und damit eine entsprechende Grundsatzentscheidung zu treffen.

Je eine Einrichtung in Nürnberg und München

Auch der Hauptausschuss des Bayerischen Bezirketags begrüßt die Einrichtung je eines Konsumraums in München und Nürnberg als gezielte Ergänzung des Suchthilfesystems. Alle Bedenkenträger bitte ich deshalb, ihre restriktive Haltung zu revidieren. Wir sind in der ethisch-moralischen Pflicht, Menschen in Not helfend zur Seite zu stehen.

Tatsache ist: Viele Drogenabhängige sterben auf Grund einer Überdosierung – oft genug einsam und ohne jede Hilfe. In einem Drogenkonsumraum kann geschultes Personal dagegen eine Überdosis sofort und unmittelbar erkennen und erste Hilfe leisten. Die bayerischen Bezirke und der Bayerische Bezirketag fühlen sich dem Anspruch verbunden, auf allen Ebenen ihrer Aufgaben eine Politik des christlichen Menschenbildes zu gestalten.

Das betrifft besonders auch die Betreuung und Therapie suchtkranker Menschen in den von uns finanzierten ambulanten wie stationären Einrichtungen. Wir sind uns deshalb sicher, dass mit der modellhaften Einrichtung von Drogenkonsumräumen ein unverzichtbarer Beitrag zum Überleben einer kleinen Gruppe von schwer suchtkranken Menschen geleistet werden kann. Im Namen der bayerischen Bezirke appelliere ich deshalb an die CSU-Landtagsfraktion und die Staatsregierung, ihre Haltung aus fachlicher und ethischer Sicht zu überdenken.

Bezirketagspräsident Mederer fordert mehr Aufklärung und zusätzliche Hilfsangebote

Depression hat viele Gesichter

Immer mehr Menschen werden auch in Bayern auf Grund psychischer Probleme krankgeschrieben.“ Diese Meldung war in den vergangenen Wochen landauf, landab zu lesen. Jeder 20. Arbeitnehmer wurde nach einer Studie somit wegen unterschiedlicher seelischer oder ähnlicher Erkrankungen arbeitsunfähig geschrieben. In Deutschland hat sich danach seit dem Jahre 1997 die Zahl der Fehltage verdreifacht.

Schon lange verweist etwa der renommierte Kinder- und Jugendpsychiater, der Direktor des Heckscher Klinikums in München, Professor Freisleder, darauf hin, dass einer der Gründe für die signifikante Zunahme der Fallzahlen darin zu sehen sei, dass psychische Krankheiten heutzutage früher und deutlicher erkannt und somit auch behandelt würden. Das betreffe Heranwachsende wie Erwachsene gleichermaßen.

Dabei fällt allerdings auf, dass die Zahl der Fehltage im Berufsleben in Folge diverser seelischer Erkrankungen umso höher ausfällt, je älter die Personen sind. Bei den über 60-jährigen weiblichen Patienten waren es 445 Ausfalltage, bei den Männern 295. In der Gruppe der 15 bis 20-Jährigen wurden 115 beziehungsweise 58 Ausfallzeiten festgestellt.

Neben dem Anwachsen sogenannter Burn-Out-Fälle stehen klassische depressive Leiden nach wie vor im Mittelpunkt. Dabei ist die Depression eine Erkrankung, die mit unterschiedlichen Belastungen der Betroffenen und einem – für den Gesunden kaum nachvollziehbaren – Leidensruck einhergeht. Wer depressiv ist und dies auch nach außen hin in seinem privaten oder gar beruflichen Umfeld zu erkennen gibt, wird nicht selten sehr bald stigmatisiert.

„Das allein zeigt schon, dass wir auch als Bezirke in unseren Facheinrichtungen stationär wie ambulant immer noch mehr tun müssen, um seelische und psychische Krankheiten aus der Tabu-Zone heraus zu holen. Wer depressiv ist, muss sich für nichts schämen!

Für einen Großteil der Suizide in Deutschland war eine Depression der Auslöser. FOTO DPA

Vielmehr benötigt er Akzeptanz, Hilfe, Rat und Beistand, um mittels moderner Therapien und Betreuungsangeboten wieder zu gesunden“, so Bayerns Bezirketagspräsident Josef Mederer, der in seinem weiteren Amt als oberbayerischer Bezirkstagspräsident nur zu genau darum weiß, was Kliniken, Ambulanzen, psychosoziale Dienste und viele andere mehr leisten, um den Betroffenen zu helfen.

Es liegt nicht am Lebenswandel

Dabei sei es wichtig, vor allem das die Depression umgebende Unwissen zu beseitigen, so Mederer. So trifft es, wie eine wissenschaftliche Untersuchung kürzlich zeigte, nicht zu, dass – wie eine Mehrheit der nicht betroffenen Bundesbürger glaubt – eine falsche Lebensführung oder eine wie auch immer geartete fehlende Selbstdisziplin im eigenen Leben wichtige Ursachen für eine Depression seien. Symptome wie Antriebsarmut, Gleichgültig am allgemeinen Leben, Freudlosigkeit und soziale Abschottung werden als „generelles Desinteresse“ der erkrankten Menschen fehlinterpretiert – und zwar im Privaten wie oft genug auch im Berufsalltag.

Umso stärker fühlen sich viele Depressive, die gar nichts dafür können, so erkrankt zu sein, unverstanden – und ziehen sich erst recht immer mehr zurück. „Es gibt auch bei der Depression, egal, ob im Kinder- oder Erwachsenenalter, kein homogenes Krankheitsbild. Jeder Fall ist ein Einzelfall, der einer individuellen Behandlung und menschlichen Wertschätzung bedarf“, so formulierte es Professor Freisleder einmal.

Mitentscheidend dabei ist, dass psychische Erkrankungen auch in den Medien nicht zum Spielball schneller Schlagzeilen und vorgefasster Urteile werden. Dabei, so das Ergebnis einer Studie, ist festzuhalten, wie tief verankert die Ausgrenzung von Menschen mit Depressionen oder auch anderen ähnlichen Erkrankungen in einer Welt ist, in der persönliche Verwirklichung als Norm schlechthin angesehen wird und jede Andersartigkeit davon als „defizitär“ wahrgenommen wird. Dem allem immer wieder entgegen zu wirken, hier Aufklärung zu leisten, was die moderne Psychiatrie heute leisten kann, bleibt umso mehr Aufgabe der Bezirke in ihrem Selbstverständnis, das Sprachrohr für all jene zu sein, die zum Beispiel auch durch eine Erkrankung ins Abseits der Gesellschaft zu geraten drohen“, so Präsident Mederer.

> ULRICH LECHLEITNER

Info-Veranstaltung des Bezirks in Augsburg

Alles rund um die Inklusion beim Schwabentag

Unkängst hat der schwäbische Bezirkstag die Fortschreibung seines Aktionsplanes zur Inklusion beschlossen. Ein wichtiger Bestandteil dabei ist auch die Öffentlichkeitsarbeit: Man möchte das Bewusstsein fördern, dass die Teilhabe von Menschen mit Behinderung an allen gesellschaftlichen Bereichen nicht nur selbstverständlich sein soll, sondern auch gut zu verwirklichen ist. Beispiele aus der Praxis stehen nun beim Schwabentag des Bezirks Schwaben im Mittelpunkt.

Erstmals in eigener Regie durchgeführt

Erstmals wird die Veranstaltung in Augsburg durchgeführt und in Eigenregie des Bezirks. Er findet als „Tag der Begegnung“ am Samstag, 25. Juni, von 12 bis 18 Uhr in der Halle 7 der Messe Augsburg und deren Außenbereich statt - und alles dreht sich dabei um Inklusion. Der Schwäbische Bezirkstag hatte bereits im Jahre 2010 Leitlinien zur Umsetzung der UN-Menschenrechtskonvention in Schwaben beschlossen.

Der nun fortgeschriebene Aktionsplan sieht konkrete Maßnahmen und Ziele dazu vor. Bezirkstagspräsident Jürgen Reichert ist es dabei ein ganz wichtiges Anliegen, die Öffentlichkeit darüber zu informieren, was Inklusion bedeutet und wie jeder ganz persönlich dazu beitragen kann: „Inklusion geht uns alle an – sie ist nicht nur eine Sache der Politik oder des Geldes, sondern vor allem eine Angelegenheit der Bewusstseinsbildung.“

Mehr als 85 Aussteller und über 1000 Teilnehmer aus ganz Schwaben zeigen, wie man – beispielsweise in der Politik, im Sportverein, im Arbeitsleben oder auch in der Freizeit – Inklusion leben und oft auch mit ganz wenig Aufwand und Mitteln umsetzen kann. Neben Kultur, Unterhaltung und Musik, Information und Beratung für alle Lebenslagen wird es auch Sport und Mitmachaktionen für die ganze Familie geben. Auch für das leibliche Wohl ist auf der Veranstaltung gesorgt.

> FLORIAN PITTROFF

Vollständiges Programm: www.bezirk-schwaben.de/Schwabentag2016

Vor 100 Jahren verstarb Otto I. – Ausstellung in Beneditkbeuern

Bayerns vergessener König

Am 11. Oktober 1916 starb König Otto I., der kranke Bruder König Ludwigs II., im Alter von 68 Jahren in Schloss Fürstenried bei München. Sein 100. Todestag ist Anlass für die erste Ausstellung über den Wittelsbacher. Sie wird nunmehr noch bis zum 12. Juli in der Fachberatung Heimatpflege in Benediktbeuern gezeigt.

In der Aufzählung der bayerischen Könige wird Otto meist vergessen oder gar mit seinem Onkel, König Otto I. von Griechenland (1815 bis 1867), verwechselt. Er verkümmerte zur Randnotiz in Bayerns Geschichte, nachdem er – von schweren Depressionen heimgesucht – mehr als die Hälfte seines Lebens in abgesperrten Räumen und unter Aufsicht von medizinischem Fachpersonal in Schloss Fürstenried verbrachte. Ohne auch nur einen einzigen Tag zu regieren, war er trotzdem 27 Jahre lang – vom Tode seines älteren Bruders, des Märchenkönigs Ludwig II. an –, bayerischer König.

Die Staatsgeschäfte übernahm der Onkel

Die Staatsgeschäfte übernahm in dieser Zeit allerdings sein Onkel, Prinz Luitpold, der Bayern der bis zu seinem Tod 1912 als Prinzregent regierte. Diesem folgte sein Sohn, Ludwig III., der allerdings – anders als sein Vater – selbst den Königstitel annahm und neben seinem kranken Cousin sozusagen als zweiter Monarch herrschte.

Während zahlreiche Veröffentlichungen über Ludwig II. und seine vielbesuchten Märchenschlösser herausgegeben wurden, ist über seinen Bruder Otto bisher so gut wie nichts erschienen. Dabei macht gerade die Kenntnis seiner Lebensgeschichte viele Verhaltensweisen und Aktivitäten seines berühmten Bruders begreiflicher. Auch die Entwicklungen, die 1918 zum Ende der Monarchie in Bayern geführt haben, erscheinen dadurch in einem neuen Licht.

> KERSTIN SCHWABE

Verbesserung des psychiatrischen Versorgungsangebots im Landkreis Dachau

Neue Tagesklinik und Institutsambulanz

Auf diesen Moment haben Patienten, Angehörige und das psychiatrische Versorgungsnetz in Dachau gewartet: Ab Sommer 2016 werden eine psychiatrische Tagesklinik und Institutsambulanz in Trägerschaft des kbo-Isar-Amper-Klinikums München-Ost Patienten aufnehmen und behandeln können. „Mir ist es ein persönliches Anliegen, dass die Menschen vor Ort eine qualitativ hochwertige psychiatrische Behandlung bekommen können. Zusammen mit dem stationären Angebot in Fürstenfeldbruck, das wir im Oktober 2016 eröffnen können, hat die Region nun eine wirklich ausgezeichnete Versorgung“, betont Bezirkstagspräsident Josef Mederer.

Direkt in der Nähe des Helios-Amper-Klinikums Dachau wird die Tagesklinik mit 20 Plätzen angesiedelt sein. Bislang wurden nämlich viele der Dachauer Patienten im kbo-Isar-Amper-Klinikum München-Ost aufgenommen. Für diese Patienten wird die wohnortnahe Versorgung eine große Erleichterung sein. „Ich freue mich sehr über die Eröffnung der kbo-Tagesklinik in Dachau, denn Hilfen für Menschen mit einer psychischen Erkrankung müssen schnell und einfach zur Verfügung stehen. Daher bauen wir die Wohnortnähe unserer Angebote kontinuierlich aus“, erläutert Martin Spuckti, Vorstand kbo.

„Das kbo-Isar-Amper-Klinikum Dachau ist ein weiterer Eckpfeiler unserer konsequenten Regionalisierung der vergangenen Jahre. Unser Ziel ist es, den Menschen die psychiatrische Hilfe anbieten zu können, die sie benötigen“, erläutert Geschäftsführer Jörg Hemmersbach.

Auf die modernen Therapieangebote verweist auch Dr. Gabriele Schleuning, Chefärztin der Tagesklinik Dachau: „Patienten und Angehörige brauchen nur kurze Wege für eine Behandlung. Sehr wichtig ist uns die gute Zusammenarbeit mit niedergelassenen Kollegen sowie den Partnern aus dem psychiatrischen Versorgungsnetz.“

> HENNER LÜTTECKE

KOMMENTAR

Niemanden ausgrenzen!

VON ULRICH LECHLEITNER

Vielleicht ist ja das Ganze gar nicht so schwierig. Ein wenig mehr Rücksichtnahme und Empathie in das Gegenüber, das einem am Arbeitsplatz oder im Privatleben begegnet und einem dabei zuweilen etwas „sonderbar“ vorkommt. „Leben und leben lassen“, dieses im Kern ermutigende Motto könnte dabei helfen, Menschen, die tatsächlich an einer Depression erkrankt sind oder an schwereren seelischen Verstimmungen leiden, besser anzunehmen und zu verstehen. Der Depressive braucht kein Mitleid, wohl aber jemand, der sich zumindest bemüht, ihm möglicherweise nur einmal in Ruhe zuzuhören oder ihm ein „stiller“ Begleiter zu sein. Dabei sind nicht immer gleich Ratschläge vonnöten, die gerade in solchen Fällen von den Betroffenen eher als „Schläge“, denn als Rat verstanden werden. Vielmehr würde es schon genügen, einfach nur da zu sein, wenn es gewünscht wird. Wichtig ist: Nicht wegsehen und niemand ausgrenzen.

VERANTWORTLICH
für beide Seiten:
Bayerischer Bezirketag,
Redaktion: Ulrich Lechleitner